

Nr. 44. Bromberg, den 21. März 1925

Spatenrecht.

Roman von Sophie Kloerss.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Im gleichen Augenblick ging der dunkle Mann vom Deich im Hause hin und nach der hinteren Tür.

Das Tor dort stand offen, Licht und Luft Eintritt gewährend, und in dem einfallenden Licht sah Lützelberger am Herd das Mädchen hantieren, hielt es für die Magd und fragte: „Wo ist der Bauer?"

Drei Schritt trat Almut auf ihn zu, erkannte, wer das sein mußte, und fragte entgegen: „Bist du nicht selber der Bauer? Wir haben dich schon gestern erwartet. Komm herein in das Haus."

Damit ging er zum Herde zurück, hob den schweren Kessel vom Feuer, schüttete das Futter in die bereitstehenden Eimer, legte sich die Tracht auf die Schulter und ging mit ihrer Last an dem Manne vorüber auf den Hof. „Ich will dir Bescheid zeigen, daß du dich morgen mit der Magd zurechtfindest."

Also war sie nicht die Magd.

Er sah ihr zu, wie sie in dem niedrigen Schweinestall die Tiere versorgte, als sie aber in das Haus zurückging, blieb er in der Mitte des Hofes stehen, und sein Blick flog zum Giebel empor.

Wo sich sowohl am vorderen wie am hinteren Giebel die Schrägbalken droben kreuzten, zeigten sie als Abschluß einen grobgeschnittenen Pferdekopf. Der Anblick war ihm nicht neu, er hatte dies Zeichen an vielen Giebeln sächsischen Landes gesehen, er wunderte sich nicht, ihm auch in Friesland zu begegnen. Aber als er nach einigem Überlegen zu Almut in die Diele trat, fragte er, und es waren die ersten Worte, die er an sie richtete: „Was bedeuten die Pferdeköpfe oben auf eurem Dach?"

Sie sah ihn verwundert an. „Ich hab' nie drüber gedacht. Weil wir Bauern sind, denk' ich."

„Es sind Wodes Tiere, es ist alter heidnischer Unfug, sie da oben zu dulden. Sagt euer Prediger euch das nicht?"

Sie schüttelte den Kopf. „Das ist mal so. Das ist immer so gewesen. Darüber macht sich keiner Gedanken." Und nach einer kleinen Pause, während sie in die Herdglut gestarrt: „Ist das der Wode, der um die Zwölften durch das Land jagt? Vater betet, wenn er ihn hört."

„Es ist derselbe. Man kennt ihn auch in meiner Heimat. Er jagt in unseren Bergen so gut wie über eure Deiche. Aber ich weiß ein Mittel gegen ihn."

Damit ging er wieder hinaus, und sie sah, wie er die lange Leiter von der Scheunenwand heranschleppte, sie gegen den Giebel lehnte und mit einem großen Stein und einem eisernen Kreuz in der Hand hinaufklomm. Droben hockte er sich über den First, legte den Stein vorsichtig zwischen Dach und Schenkel, daß er nicht abstürzen konnte, setzte das Kreuz mit seinem unteren spitzen Ende genau zwischen die zwei Pferdeköpfe und schlug mit dem Stein wuchtig von oben darauf. Das Eisen bohrte sich in das Holz, noch vier, fünf kräftige Schläge, da stand das christliche Zeichen mitten im heidnischen.

Almut war auf den Hof getreten. Wie sie sah, was er tat, kam ihr ein Wundern. Hatte der Vater nicht von diesem Fremden gesprochen wie von einem bösen Geist? Hatte sie nicht selber, als er vorhin so in der offenen Tür gestanden, dunkel und mächtig gegen den sonnigen Tag, einen Schauder verspürt?

Und der setzte das Kreuz des himmlischen Herrn auf ihr Haus?

Das will sich nicht reimen.

Aber es ist ja auch gleich. Eh der Abend sinkt, ist sie fern, und dies Dach sieht sie nicht wieder.

Still geht sie in das Haus zurück.

Undeutlich dringt die Stimme des Bauern aus der Stube. Er betet oder, was dasselbe scheint, streitet dort hart mit seinem Gott. Sie versteht nur abgerissene Worte.

Wird es ihm doch hart, von Haus und Hof zu gehen? Zürnt er dem Ewigen, der ihn austreibt, wo er doch nur getan, was ihm als Wille des Himmelsherrn erscheint?

Und ist es dessen Wille? Ist alles Deichen Frevel gegen die göttliche Macht, ohne deren Willen kein Sperling vom Dache fällt?

Wie manche lange Nacht, wenn der Sturm um den Giebel heult und die See gegen das Land brüllt, hat sie wach gelegen und den Kopf zermartert mit solchen Fragen und hat nicht zur Klarheit gelangen können.

Alle sagen sie anders wie der Vater, auch der Pastor. Aber immer ist ihr der Vater Inbegriff aller Weisheit und Festigkeit gewesen, und auch ihre zwei Jahre in Bremen haben daran nichts zu ändern vermocht.

Ist er krank, wie Onno Rickmers und die übrigen behaupten? Oder ist er klüger als sie alle?

Es ist hart, ein Mädchen zu sein und immer mit wartender Seele dabeistehen zu müssen, wenn die Männer das Leben abwägen und seine Fragen lösen. Die Friesenmädchen auf den einsamen Wurten haben viel Zeit zu denken an den langen Wintertagen, wenn im Haus wenig Arbeit ist und die tiefen Wege das Zusammenkommen mit Freunden und Nachbarn unmöglich machen. Sie verdummen und werden stumpf und schwer, oder sie leben ein heimliches Leben, gehen eigene Gedankenwege und bekommen etwas Verhaltenes, Scheues, denn sie wissen ja nicht, wie die Menschen da draußen sich zu ihrem Innenleben stellen und ob die nicht lachen werden über Dinge, die ihnen heilig geworden. Die alte Schecke brummt in ihrem Stand.

Ach, die alte gute Scheckel — Wer wird sie pflegen? Wer wird gut mit ihr sein, wenn sie so steif und schwerfällig im Pflug geht? Hat der fremde Mann Weib und Kind? Kommen vielleicht Eltern und Geschwister ihm nachgezogen? Wird viel Lärm in diesen stillen Räumen werden?

Sie fühlt plötzlich, daß ihre Wimpern naß sind, und der Blick wird undeutlich von brennenden Tränen.

Sie wischt die bitteren Tropfen von den Augen, und in diesem Augenblick sieht Lützelberger, daß sie weint. Er ist wieder hineingekommen, ohne daß sie es achtete.

„Habt Ihr Sorge?" fragte er. „Ist das, weil ich als unwillkommener Gast in Euer Haus gekommen bin?"

„Ihr seid ja kein Gast hier, Ihr seid ja der Herr."

Unwillkürlich greift auch sie zu dem „Ihr", das selten ist in den Friesendörfern.

„Ich weiß sehr wohl, daß ich hier Herr bin nach Eurem strengen Recht; der, den Ihr den Deichgräfen nennt, und seine Leute haben es mir erklärt. Und als sie mir alles sagten, mußte ich mit ihnen sprechen: Solch ein Recht ist gut. Aber mit Euch ist ein anderes Recht, das gehört nicht menschlichen Satzungen, das springt aus dem Herzen hervor, und Euer Herz wird in Euch sagen: Dies hier ist unser gewesen seit vielen Geschlechtern, was will der fremde Mann? Was streckt er seine Hand aus nach unserem Hab und Gut? — Sagt Euer Herz nicht so?"

Sie hob den Blick und sah ihn fest an. „Könnt Ihr in Menschenseelen lesen? Wie kommt das?"

„Ich bin ein Bauernsohn, und darum weiß ich, wie man an der Scholle hängt, über die der Pflug unserer Väter gegangen ist. Und ich war ein Pfarrer, freilich nur einer von den armen, die selber nichts zu brechen und zu beißen haben, aber ich hab' mit meinen Leuten Not und Freud geteilt. darum kenn' ich das menschliche Herz. Es ist weiter kein Wunder daran."

„Ein Pfarrer seid Ihr gewesen? Einer, der mit Gott geht und so spricht, wie uns der Herrgott das sagen läßt?" Ihre Hand deutet auf die Stubentür. „Hört Ihr den Vater? Ja, das ist er, der da so redet. Er ist Euch schon gestern auf dem Deich begegnet, als Ihr den Spaten zogt gegen unseren Hund. Und er kam und lachte und sagte: ‚Der Herr hat einen Geist der Finsternis zu uns gesandt in seinem Zorn'. Ich hatte Furcht, als Ihr vorhin kamt."

Lützelberger lauschte auf die erregte Stimme, die von drinnen scholl. Jetzt war es fast ein Schreien, ein Rufen, ein wildes Fordern, nun sank es ab und wurde zum murmelnden Flehen.

„Eurem Vater sind die Wasser einmal bis an die Seele gegangen? Und er hat sich nicht wieder zurechtfinden können in seinem Leben? Ist es nicht so?"

„Ja, so ist es. Ich weiß aber nicht, was ich glauben soll. Wie er sagt, oder wie Ohm Rickmers sagt. Sollen wir stillhalten in Gottes Zorn, oder sollen wir immer wieder werken und schaffen? Ist das rechte Tat, oder ist das frevelhaftes Widerstreben?"

„Die Blume auf dem Felde wird von der Sonne verdorrt und vom Sturm zerzaust und vom Vieh zertreten. Und immer wieder, wenn der Regen sie netzt und das Licht sie küßt, streckt sie die Blätter zum Himmel auf und sendet ihren Duft in das Land. Sind wir Menschen weniger als die Gewächse auf dem Felde?"

Almut stand und antwortete nicht. Sie war eine von den Feinen und Stillen. Die Worte gingen durch sie hin wie eine Musik, der ihre Seele widerklang, aber sie mußte erst lange über ihnen rätseln und sie ganz in sich aufnehmen, ehe sie darüber sprechen konnte.

Die Suppe sprudelte im Topf. Sie schüttete Mehl ein, rührte Fett daran und sagte hausfraulich: „Ihr müßt nehmen, was wir haben. Heute noch, bitte ich Euch, laßt uns mit am Tisch sitzen." Sie würgte hinunter, was bitter dabei in ihr aufstieg. „Dann will ich sehen, daß der Vater mir folgt, und wir gehen hinweg, eh die Sonne über den Mittag fort ist."

„Warum geht Ihr fort? Und wohin wollt Ihr gehen?"

„Warum?" Der blonde Kopf hob sich höher. „Sollen wir warten, bis Ihr fragt: Wann geht Ihr? — Einer von der Freundschaft meiner Mutter, Jon Siewersen — er wohnt in dem nächsten Dorf —, hat uns sagen lassen, er hätte einen Platz an seinem Tisch für uns. Und wenn er nur den Vater behalten will, für mich findet sich schon was."

„Meinetwegen braucht Ihr nicht zu gehen. Das Haus scheint groß genug für uns. Ich bin nicht gewohnt, in solchem Hause zu leben."

Sie zögerte. „Aber wenn Euer Weib damit nicht einverstanden ist?"

„Ich bin ein einschichtiger Mann. Ein Weib hab ich mir noch nicht genommen."

„Seid Ihr denn einer von den — nein, Ihr habt doch keine geschorene Stelle am Kopf."

„Ich bin von demselben Glauben wie Ihr. Und ich hätte auch wohl längst ein liebes Weib. — Ja, ihr hier weit oben an der See, ihr habt den Krieg noch nicht zu spüren bekommen, der uns heimsucht seit Jahren. Erst, da war es wie etwas, davon man wohl hört, das aber nur wie ein dumpfer Donner ist an einem schönen Sommerabend. — Man sagt: Oh, da irgendwo, wo das Wetter niedergeht, da mag es jetzt bös aussehen. Dann schießen die Blitze am Himmel auf, und dann — man weiß nicht wie — ist es über dem eigenen Dach. So ist es uns ergangen.

Sie sagten uns, die fahrenden Leute und die Amtleute in den Städten und Fuhrleute, die durch das Land kamen, es sei ein großer Streit zwischen dem Kaiser in Wien und dem Pfalzgrafen zu Rhein. Es ginge um die böhmischen Lande. Habt Ihr schon von denen gehört?"

„Böhmische Lande? Nein. Die müssen weitab liegen von Butjadingen."

„Lagen schon weitab von uns. — Einmal kam eine arme Pastorsche mit drei Kindern, der hatten sie den Mann erschlagen in dieser Sache, und sie zog bettelnd durch das Land. Die wußte viel von Brand und Pest und Menschenmord. Das war die erste, die selber davon gesehen. Dann kamen andere, und dann sagten sie uns einmal, der Halberstädter, der Braunschweiger, der uns benachbart war, sie nannten ihn nur den tollen Christian, der liege auch im Felde gegen den Kaiser, und da hörten wir das Wetter schon näher herankommen.

Und dann kam die Pest. Es war zeitig im Frühjahr, zwei Jahre ist es her, — da brachten uns die herumziehenden Leute von der Landstraße die Seuche in die Dörfer.

Da war ich gerade ein Jahr auf der Kanzel, und in der Nachbargemeinde, die auch nicht viel mehr zu brechen und zu beißen hatte als wir, war ein Amtsbruder, der hatte eine Tochter. — Die wäre mein liebes Weib geworden. Wenn die Seuche nicht gewesen wäre."

Ein kurzes Schweigen. „Ja, um mich braucht Ihr nicht zu gehen. Wenn ich eine Kammer hab' zum Schlafen und einen Stuhl hier am Tisch, mehr brauch' ich nicht. Lästig werd ich Euch nicht fallen.

Das hab' ich schon gesehen, als mir der Sohn vom Deichgräfen den Weg wies, es ist viel Land am Hof, und es wird viel Arbeit geben da und noch mehr am Deich. Ich werd' morgens gehen und abends müde sein.

Aber wenn Ihr mir manchmal einen guten Rat geben wollt, wie es hier Sitte und Brauch ist, daß ich mich zurechtfinde zwischen denen, mit denen ich nun leben soll, dann bin ich Euch dankbar."

„Ich danke Euch", sagte das Mädchen leise.

Er hörte schon nicht mehr darauf.

Über die Diele ging er hin und stieg die Leiter zum Boden hinauf.

„Kann man von da oben über den Deich sehen?"

„Dort nicht. Da müßt Ihr die Treppe auf dem Vorflur hinaufsteigen und aus den Fenstern der Giebelstube sehen. Dann seht Ihr über die Deichkappe fort. Aber jetzt ist's Ebbezeit, und Ihr seht nur das Watt."

„Watt? Was heißt Watt?"

„So nennen wir den Grund, der da liegenbleibt, wenn das Wasser davongeht. Den Schlamm und den Sand und was dazwischen ist von Rinnen und Prielen."

„Das sah ich gestern. Es sieht trostlos aus."

Dann griff er nach einem Spaten und wanderte aus der Hoftür und stieg zum Deich und traf dort auf Onno Rickmers und ließ sich weisen, was seine Arbeit sein würde, und mühte sich, die Wissenschaft des alten erfahrenen Bauern zu verstehen, und sah mitten in der Arbeit, wie mit heranfliegendem Winde auch die Wasser wiederkamen, und verstand doch nicht, daß diese tanzende Flut, die so fröhlich sang und sauste, aufschwellen sollte bis zu seiner Höhe und darüber hingehen und das ganze Land dahinter ersäufen. Doch Rickmers, der ihn den ganzen Tag nicht verließ, sah sorgenvoll zum Himmel auf und über die See zum Horizont, um den sich violetter Dunst spann, und sagte, ehe sie auseinandergingen: „Es ist allerletzte Zeit, daß hier ein neues Werk beginnt. Morgen ruf' ich die jungen Leute zusammen und die Knechte. Du wirst sie zahlen müssen, das ist Sitte so, aber wenn du nicht Hilfe hast, bricht uns der Deich doch noch, eh der Sommer im Land ist."

„Zahlen? Meine Arme sind all mein Hab und Gut."

„Ich will es dir vorschießen. Der Thedinghof ist viel wert, wenn er jetzt auch verwüstet ist."

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Weckuhr.

Nach dem Holländischen von E. Otten.

(Nachdruck verboten.)

Nein, über diese verwünschte Schüchternheit! — Morgen wollte er fort und nun hatte er noch immer nicht den Mut gefunden, Anna seine Liebe zu gestehen.

Ärgerlich warf Doktor Fritz Mülder seine Zigarre fort und ging unruhig zwischen den gepackten Koffern im Zimmer auf und ab.

Sogar beim Packen hatte sie ihm geholfen. Ohne sie wäre er mit den vielen Büchern nie fertig geworden.

Nun waren es bereits sieben Jahre her, daß er als grüner Junge das Gymnasium verlassen hatte und zu ihrer Mutter gezogen war. Er fühlte sich hier glücklich wie daheim.

Anfangs hatte nur Frau Koster für ihn gesorgt, und Anna, die damals ein ausgelassener vierzehnjähriger Backfisch war, ihn zur Zielscheibe ihrer bösen Neckereien gemacht, die er ihr indes niemals übelnahm. Und zur Belohnung für seine heldenhafte Resignation stellte sie ihm oft einen Strauß hübscher, frischer Feldblumen auf den Schreibtisch. Trieb sie es aber zu arg mit ihm, dann zog er sie wohl manchmal zur Strafe an den langen Zöpfen. Sie schmollte dann nicht lange, denn sie konnte ihm nie so recht von Herzen gram sein.

Eines schönen Tages waren die langen Zöpfe verschwunden und aus dem Kinde war eine Jungfrau geworden, die

jetzt mit der Mutter den Haushalt besorgte und sich um das Wohl und Weh des Studenten Mülder ganz besonders kümmerte. Dies gefiel Fritz sehr, und so ward sie bald in allen Angelegenheiten seine getreue Ratgeberin.

So verlief ein Semester nach dem anderen.

Mülder war inzwischen Doktor der Philosophie geworden, dachte aber eigentlich nie so recht daran, daß dieses Idyll in Frau Kosters Hause jemals ein Ende nehmen könne. Früher als er erwartet, berief man ihn an ein Gymnasium. Er hätte sich darüber freuen sollen, aber je näher der Tag der Abreise heranrückte, desto unglücklicher wurde er. Es überkam ihn ein Gefühl unbeschreiblicher Verlassenheit, wenn er daran dachte, daß er dann Anna nicht mehr in seiner Nähe haben und ihre Stimme nicht mehr hören würde.

Fast ohne daß er selbst es merkte, hatte dieses Mädchen sein Herz erobert. Er liebte es.

Und Anna? Liebte sie ihn auch?

Über diesen Punkt konnte Doktor Mülder sich keine Klarheit verschaffen. Ein anderer wäre gerade auf sein Ziel losgegangen, hätte das Mädchen einfach gefragt. Aber, oh, über seine lächerliche Schüchternheit! Der barscheste Professor konnte ihm keine Furcht einflößen, aber wenn Anna ihn mit ihren lieben, blauen Augen so treuherzig ansah, dann schwanden alle guten Vorsätze, und er stotterte und stammelte wie ein Schuljunge beim ersten Examen. — Und morgen sollte er abreisen, abreisen, ohne Gewißheit zu haben! Dann wäre sie auf immer für ihn verloren. Kein Mann war so schüchtern wie er. Advokat Bergen machte ihr sehr auffallend den Hof und Doktor Meyer hatte ihr erst kürlich, nach dem letzten Ball, einen prächtigen Strauß geschickt. Er sah es kommen, daß sie ihm verloren ging. Und wer war dann daran Schuld? — Nur seine Schüchternheit!

Aus diesen und ähnlichen Gedanken ward er durch ein Klopfen an der Tür unsanft aufgeschreckt.

Er rief „Herein“, und Anna betrat mit heiterem Lächeln das Zimmer. Bei ihrem Anblick stieg ihm das Blut zu Kopf.

„Nun, Herr Doktor, so in Gedanken? Sie sind wohl schon ganz in Kreuzberg?“

„Jawohl, Anna!“ erwiderte er und hätte sich selbst am liebsten geohrfeigt. Konnte er denn nicht erwidern: „Nein, das bin ich nicht, alle meine Gedanken sind hier bei Ihnen, bei Ihnen ganz allein! Was kümmert mich Kreuzberg, wenn Sie nicht mit mir kommen, als meine geliebte Frau?“

„Ich bringe Ihnen die Weckuhr zurück“, fuhr Anna fort. „Denken Sie nur, der Uhrmacher meint, es sei alter Kram, den man nicht mehr reparieren könne.“

„So, so“, sagte Mülder zerstreut.

„Wissen Sie auch,“ plauderte Anna weiter, „daß er eigentlich recht hat? So lange ich mich entsinnen kann, ging Ihre alte Weckuhr niemals richtig. Wir haben sie immer gestellt, aber geweckt hat sie nie, das habe immer ich besorgen müssen.“

„Ja, da haben Sie ganz recht, Fräulein Anna, aber...“ Hier stockte er.

Fragend blickte sie ihn an.

„Aber was, Herr Mülder?“

Herrgott, wenn sie ihn nicht jetzt, gerade jetzt so angesehen hätte!

Da war sie wieder seine alte, ver..... Schüchternheit.

„Aber ich kann die Uhr doch nicht fortwerfen,“ sagte er zerstreut, „sie ist ein Andenken meines Vaters.“

Etwas wie Enttäuschung malte sich auf ihrem Antlitz. Aber nur für eine Sekunde, dann lächelte sie ihn wieder heiter an.

„Ich weiß, darum brachte ich sie zurück. Hier verpacken Sie sie gut! Und ich hoffe, daß Sie sie in Kreuzberg nicht bloß an Ihren Vater, sondern auch manchmal an uns erinnern möge.“

Mit diesen Worten wandte sie sich der Tür zu.

„Fräulein Anna!“ rief er, „Fräulein Anna — einen Augenblick noch, bitte! Ich muß Sie — etwas fragen!“ . . .

Sie wandte sich um. Wäre er nun nicht allzusehr mit sich beschäftigt gewesen, so hätte er sehen müssen, daß auch sie dunkelrot geworden, als sie fragte:

„Was möchten Sie mich fragen, Herr Mülder?“

„Ach — ob Sie — ob ich — ich meine — ich wollte —“ Er hatte sich überschätzt.

Als ihre Blicke sich begegneten, stammelte er verlegen: „Ich wollte bloß bitten, daß Sie mir — ob Sie mir heute ein Abendessen herrichten wollten?“

Sie lächelte leicht und fragte halb spöttisch:

„Sonst nichts? Das tun wir ja alle Abende, auch ohne daß Sie darum bitten.“

Damit war sie verschwunden.

Und wieder saß Mülder grübelnd im Lehnsessel. Anna schien übel gelaunt; und es war am Ende doch ganz gut, daß er sie heute nicht gefragt hatte, denn sich einen Korb holen . . . . ! Brr. Aber hatte sie nicht gesagt, die Weckuhr möge ihn manchmal auch an sie erinnern? .. Wie lieb hatten diese Worte geklungen! Wie herzig!

Ja, die Weckuhr!

Er betrachtete das alte Uhrwerk da vor sich auf dem Tisch genau. Der Uhrmacher hatte es „alten Kram“ genannt. Natürlich, solch ein Mensch sieht nur den materiellen Wert, den idealen weiß er nicht zu schätzen. Fritz erinnerte sich noch ganz genau, wie die Uhr bereits im Elternhause ganz nach ihrem eigenen Wohlgefallen geschnarrt oder geschwiegen hatte. Wollte er früh geweckt sein, so konnte er sicher sein, daß die Weckuhr schwieg und er sich verschlief. Legte er sich indessen Samstagsabends mit der löblichen Absicht ins Bett, am nächsten Tage einmal ordentlich auszuschlafen, so konnte er sicher sein, daß dieser Taugenichts mit seinem Höllenlärm ihn schon früh 5 Uhr weckte. Aber abgesehen von all diesen Schrullen war es doch ein gutes, liebes Uhrwerk, besonders da Anna es so häufig in der Hand gehabt und so sorgsam abgestäubt hatte. Seinetwegen mochten alle Uhrmacher spöttisch über das alte Ding lächeln, er würde es doch mitnehmen und stets in hohen Ehren halten.

Während er so philosophierte, legte er sich in den Sessel zurück und, ermüdet von den Scherereien des Packtages, schlief er langsam ein. — — —

„Mama,“ sagte Anna etwa eine Stunde später zu ihrer Mutter, „es ist so still bei Fri—, beim Doktor Mülder. Soll ich mal nachsehen?“

Und nach einer bejahenden Antwort der Mutter klopfte sie leise an seine Tür, erhielt aber keine Antwort. Behutsam öffnete sie und trat ein.

Mülder lag im tiefen Schlummer im Lehnsessel. Ein glückliches Lächeln umspielte seine Lippen. Er träumte eben, daß er seine leidige Schüchternheit überwunden und Anna um ihre Hand gebeten hatte.

Mit leisen Schritten näherte sich das Mädchen dem Schlafenden, bis sie dicht vor ihm stand, und blickte ihn herzlich an.

Warum sagte er ihr nur nichts?

Konnte er denn nicht in ihren Augen lesen, daß sie ihn zum Sterben lieb hatte und nur auf seine Frage wartete? — Er war ein so lieber, vortrefflicher Mensch... Und er sah so hübsch aus, auffallend hübsch sogar mit der hohen Stirn, dem starken, schwarzen Haar, der feinen Nase und dem kräftigen Mund unter dem wohlgepflegten Schnurrbart — —

„Rrrrrrrr!“... Das war die Weckuhr, die dem Eigentümer ihren üblichen Streich spielte.

Fritz fuhr in die Höhe, noch ehe Anna verschwinden konnte, und leicht über sich gebeugt, sah er das Mädchen mit dem liebevollen Blick in den hellen Augen! Und in der Kühnheit, die er sich eben angeträumt hatte, schloß er sie ohne weiteres fest in seine Arme und sagte ihr all das in das erglühende Ohr, was er ihr schon seit Jahren so unendlich gern gesagt hätte! — —

„Rrrrrrrr!“ schnurrte die Weckuhr plötzlich noch einmal. Aber ganz sanft und leise. Sie schien mit sich und dem jungen Paar zufrieden zu sein.

Die zweimal durchgefallene Agnes Sorma.

Erinnerungen von Leo Walther Stein.

Wo ist eigentlich die Sorma? So hörte man in den letzten Jahren vielseitig und oft fragen. Warum spielt sie nicht mehr? Keiner kann es sagen. Zu früh, allzu früh hat sich die Sorma uns und ihrer herrlichen Kunst entzogen. Man wird die schönen, die Tiefen ihrer Seele so klar widerspiegelnden Augen nicht mehr auf der Bühne sehen — man wird den weichen Klang ihres melodischen Organs nicht mehr hören. Verklungen! Aber nicht vergessen! Vor einigen Monaten ist Fuldas „Zwillingsschwester“ in einem Berliner Theater wieder gespielt worden. Es war ein Erfolg — des liebenswürdigen Lustspiels. Wie oft an jenem ersten Spielabend der Name Sorma gefallen ist, war nicht zu zählen. Sie feierte abwesend einen posthumen Triumph.

Nein, die Sorma wird nicht mehr spielen. Warum nicht? Sie allein weiß es — sie hat immer gewußt, was sie tat. Gönnen wir ihr die beschauliche Ruhe und den befriedigenden Rückblick auf ein arbeitsreiches und ruhmgekröntes Künstlerleben. Wo sie auftrat — in Berlin oder bei ihren Gastspielen in der Provinz, im Ausland, überallhin brachte sie Sonne, Erschütterung oder helles, jubelndes Lachen.

Auf den Proben, im Verkehr mit den Mitspielenden war Agnes Sorma der liebenswürdigste Gast, trotz Friedrich Haase und Ernst von Possart. Direktoren, Regisseure und Schauspieler freuten sich auf ihr Kommen. Ihre Liebenswürdigkeit gegen Direktoren ging so weit, daß sie zu den

oft sehr hohen Tantiemen der zu spielenden Stücke von ihrem Gasthonorar beitrug. Das sollte man mal einem unserer heutigen Stars zumuten. Sie beteiligen sich viel lieber an den Einnahmen der Direktoren und am liebsten auch noch an den Tantiemen der Autoren.

Doch ich vergesse ganz die Überschrift dieser kleinen Skizze zu rechtfertigen. Ja, Agnes Sorma ist wirklich in einer Rolle durchgefallen. Aha, höre ich meine Leser sagen, als Anfängerin unter der Einwirkung des Lampenfiebers. Nein, meine Verehrten, sie war schon die große, vielbewunderte Künstlerin, und doch — ich war selbst Zeuge dieses Durchfalls — noch mehr, ich war mit durchgefallen.

Im Frühjahr 1894 war ich erster Held und Bonvivant am Stadttheater in Posen, daneben aber auch schon Direktor des Sommertheaters in Nürnberg, und hatte mit Agnes Sorma für Mai ein zehnmaliges Gastspiel abgeschlossen, mit einem Honorar von sage und schreibe — dreihundert Mark! Was sagen Sie dazu, meine verehrten Bühnengrößen?

Kurz vorher im April gastierte die Sorma in Posen, und hier besprachen wir die Gastrollen für Nürnberg — unter anderen auch Sardou's „Cyprienne“ — die auch für Posen vereinbart war. „Wie nett,“ sagte die Sorma, „da sind wir gleich für Nürnberg gut miteinander eingespielt.“

Der Abend kam — die guten Posener, Deutsche und Polen, begrüßten ihren Liebling von früher mit Begeisterung — alles klappte vorzüglich, die Stimmung war glänzend — wir saßen im zweiten Akt zu dritt, Cyprienne, Adhèmar, Prunelle, auf dem Sofa — ich zwischen den beiden Liebesleuten, und suchten eifrig nach einem stichhaltigen Scheidungsgrund, der die kleine lebens- und liebeshungrige Sorma-Cyprienne von mir, dem allzu behaglichen Ehemann-Prunelle, befreien sollte. Gerade hatte sie aufgeschrien „Ich hab's!“ da — ein Krach! ein zweiter Aufschrei — diesmal von allen dreien — das altersschwache Sofa war zusammengebrochen — wir mitten durchgefallen.

Da lagen wir, nebeneinander, der rückwärtige Körperteil unten eingezwängt, die Beine hochgereckt. Unsere Männerbeine hatte man ja schon vorher gesehen, aber die der Sorma waren eine Überraschung, denn die damalige Mode verhüllte sie schamvoll bis auf die Knöchel. Das überfüllte Haus wieherte vor Vergnügen — wir, die armen Opfer, konnten nichts Besseres tun, als mitzuhalten; es war eine allgemeine minutenlange Lach-Brüllpause, und als wir uns endlich mühsam aus der Umklammerung des Sofas herausgekrabbelt hatten, begrüßte uns donnernder Applaus. Nun versuchten wir, die Szene weiter zu spielen — unmöglich! So oft einer zu reden anfangen wollte, platzte er von neuem los, die beiden anderen folgten, und das Publikum fiel stürmisch ein. Sardous Cyprienne hatte wohl noch nie so eingeschlagen, und der ganze Abend stand unter diesem Zeichen übermütigster Heiterkeit. — „Gnädige Frau,“ sagte ich nach dem Aktschluß zu der Gastin, „diesen Sondererfolg kann ich Ihnen allerdings für Nürnberg nicht versprechen. Ich lasse dort zu Ehren Ihres Gastspiels eine nagelneue hochelegante Möbelgarnitur für den Cyprienne-Salon anfertigen. Da passiert nichts!“ — „Gott sei Dank, dann komme ich beruhigt zu Ihnen nach Nürnberg.“

Und sie kam, ward gesehen und siegte wie überall. Der dritte Abend brachte „Cyprienne“. Auf der Probe war die erste Frage: „Wo ist das Sofa?“ Mein Bühnenmeister brachte voll berechtigten Stolzes die ganze Garnitur. Eine neue Erfindung von ihm; Sofa und Sessel mit auswechselbaren Sitzen — auf beiden Seiten, oben und unten gepolstert, und mit verschiedenfarbigen Stoffen bezogen. Eine sinnreiche Konstruktion hielt die Sitze fest in den Gestellen. Mißtrauisch betrachtete Frau Agnes das schmucke Sofa. „Setzen Sie sich zuerst, Direktor!“ Ich saß, dann wagte es Adhèmar — zuletzt „Sie“. Wir prüften zusammen die Haltbarkeit des Sitzes — wir machten uns schwer, wir wippten, wir hopsten — eisenfest hielt das Sofa, und überlegen lächelte der Bühnenmeister.

Abends zweiter Akt — dritte Szene — Ratsversammlung auf dem Sofa. Glücklichste Stimmung im Hause, frohestes Lachen! Eifrig suchten wir nach Scheidungsgründen, ganz in die Situation vertieft — da — fast auf dasselbe Stichwort wie in Posen — ein Krach — etwas andere Tonart — aber derselbe Effekt! Der Sitz war aus dem Gestell gerutscht, und die scheidungslüsterne Gesellschaft lag wieder da, wo sie nicht hingehörte. Den Seitenblick der Sorma werde ich nie vergessen. Eine Welt von Verachtung lag darin — daneben aber spielten in den Mundwinkeln alle guten Geister eines mühsam unterdrückten Lachens. Im übrigen derselbe Sturm von tobendem Beifall im Publikum wie vor einem Monat — dieselben krampfhaften Versuche der Durchgefallenen und wieder Auferstandenen, mit dem Dialog neu zu beginnen — die Sorma hatte doch ihren, ihr von mir für Nürnberg nicht in Aussicht gestellten Sondererfolg.

Der Vorhang war gefallen. „Direktor, das war diesmal Absicht! Wo ist der Bühnenmeister?“ Er war nirgends zu finden, hatte sich versteckt. Ich untersuchte das Sofa, zwei Klammern hatten sich gelöst — ein Mißgeschick, für das niemand verantwortlich zu machen war. Die Tücke des Objekts!

„Gnädige Frau, Sie können ganz ruhig sein, am Montag bei der Wiederholung —“

Ein Entsetzensschrei der Sorma: „Sie glauben doch nicht, daß ich mit Ihnen noch einmal die „Cyprienne“ spiele? Nie wieder!“

□ □ Bunte Chronik □ □

* **Ein Schwank mit Hindernissen.** Die Hauptpersonen sind drei Feuerwehrleute, ein Spaziergänger, dessen Spezialität es ist, auf alles Obacht zu geben, ein Polizist und weiter ein schnell laufendes, höchst interessantes Publikum. Ort der Handlung: Northampton in England. Zeit: Donnerstag nachmittag vier Uhr. Die drei Feuerwehrleute sitzen in einer Bar bei ihrem Whisky, wie das so öfters vorzukommen pflegt. Zwei von ihnen sind in Uniform, der dritte nicht. Da ertönt das Alarmsignal: Großfeuer! Alle drei, pflichterfüllt, beeilen sich schnellstens, nach dem Depot zu kommen. Im Laufschritt die Straße entlang. Der Nichtuniformierte vorneweg im Galopptempo, die beiden anderen in einiger Entfernung und etwas verlangsamtem Schritt hinterdrein. Der Feuerwehrmann, der nicht in Uniform ist, hat bei seinem Galopp das Unglück, seine Uhr zu verlieren. Er bemerkt das sofort, bückt sich schnell, hebt die Uhr auf und läuft weiter. Da erscheint der Spaziergänger auf der Bildfläche. Er sieht, wie der Galoppierende eine Uhr aufnimmt und weiterläuft. Und er sieht weiterhin zwei Männer in Uniform, die ihm nachlaufen. Und er ruft laut, was jeder andere auch getan hätte: Haltet den Dieb! Und das Publikum, das jetzt drei Männer hinter einem anderen herlaufen sieht, tut, was das Publikum immer in solchen Fällen zu tun pflegt, es läuft mit und schreit mit. Und die Menge wird immer größer und das Geschrei auch. Das erregt die Aufmerksamkeit eines Polizisten. Er sieht einen Mann in Karriere voranlaufen und dahinter eine schreiende Menge. Mit schnellem Griff tut auch er seine Pflicht: er packt den Dieb. Packt ihn fest und sicher. Die Menge kommt herbei und auch die beiden anderen etwas mehr asthmatisch veranlagten Feuerwehrleute. Kurze Augenblicke aufgeregten Hin- und Herredens. Dann klärt sich das Mißverständnis auf. Der Nichtuniformierte kann nachweisen, daß er der Besitzer der Uhr ist und kein Dieb. Das Publikum macht lange Gesichter. Es ist offenbar verstimmt. Man kommt nicht gern um eine so schöne Sensation, und es zerstreut sich mißvergnügt. Der Nichtuniformierte nimmt sein Galopptempo wieder auf, diesmal etwas langsamer, und die beiden anderen hinterdrein, noch langsamer. Erst kurz vor dem Depot nehmen sie alle Kraft zusammen und landen mit einem formidablen Endspurt. Aber sie kommen zu spät. Die Kolonne ist vor wenigen Minuten schon ausgerückt. —

•

* **Was Feuer vernichtet.** Obwohl die Vereinigten Staaten eine hervorragend organisierte Feuerwehr besitzen, ist der Schaden, der durch verhältnismäßig zahlreiche Brände jährlich entsteht, ungeheuer groß. So hatte Brooklyn Ende Januar an einem Tag 40 Brandfälle zu verzeichnen, deren Gesamtschaden sich auf 124 000 Dollar belief. Interessante Zahlen veröffentlicht ein Bericht des „National Board of Fire Underwriters“. In fünf Jahren wurden etwa zweiundeinhalb Milliarden Dollar an Sachwerten vernichtet. Im Jahre 1923 beträgt der Brandschaden 535 Millionen Dollar. Forscht man nach den Ursachen, so zeigt sich, daß Fahrlässigkeit eine nicht unwesentliche Rolle spielt. Die Statistik ergibt, daß nahezu 30 Millionen Dollar des 1923 entstandenen Schadens durch unvorsichtig weggeworfene brennende Streichhölzer, Zigaretten- bzw. Zigarrenstummel entstanden sind.

•

* **Der größte Gutsbesitzer der Welt.** In Australien gibt es eine Farm, die 150 000 Quadratkilometer groß ist, also fast so groß wie ganz England. Der Eigentümer ist ein Sir Sidney Kidman, der sich also rühmen kann, der größte Gutsbesitzer der Erde zu sein. Sein Viehbestand beläuft sich auf über 100 000 Stück, das Kleinvieh, Schafe, Gänse usw. nicht mitgerechnet.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.